



Golf auf St. Pauli?
Das ist der Charme
des Paradoxen:
hier das Elitäre,
da das **verstoßene**
Proletariat.

Halbwelten

So, Herrschaften. Jetzt mal ran an die Klischeemaschine. Wie stellt man sich den typischen Golfspieler vor? Karierte Knickerbocker, Sportkappe, weiße Schuhe mit fliegenpupsgroßen Stanzlöchern. Und wie stellt man sich den typischen St.-Pauli-Reeperbahner vor? Übergewichtig, tätowiert, Bierdose. Also so ziemlich das genaue Komplementär. Wenn jetzt pffiffige Golfer und Kiez-Liebhaber losziehen und beides vermengen, nein, dann besucht nicht die Knickerbocker das Dollhouse oder die Bierdose die Driving-Range. Dann bedient man sich nur der Imagination von Golf und Gammel und heraus kommt etwas ganz und gar Provokatives.

Der Golfclub St. Pauli wurde im April 2006 von neun Golfverrückten gegründet, initiiert vor allem aber von Hanjo Nehl (ehemaliger Rechtsanwalt, Marketing- und Vertriebsprofi und Hcp. 15,2), Andreas Clausen (den Alsterradio-Hörern in Hamburg als AC aus der Morning-Show bekannt; Hcp. 18,2) und Konstantin Mirliantass (einem ehemaligen Rugbyspieler vom FC St. Pauli, weshalb er auch ein Handicap von satten 49 hat).

Die drei Jungs befanden eines Tages: Wir wollen nicht nur kurze Golf-Events organisieren, sondern ein Projekt auf die Beine stellen bzw. in den Caddy setzen, das langfristig ist, kommunikativ und dabei ohne die typischen vereinsmeiernden Handicaps auskommt. Keine Kleider-Bevormundung. Keine Eintrittsbeschränkung. Keine Regelbevormundung. Also gründeten sie einen Nichtgolfverein-Verein. Einen eigenen Golfplatz haben sie nicht, dafür aber die Patenschaft von 18 „wilden“ Löchern auf 18 Golfanlagen. Jedes Mitglied ist Mitglied in einem anderen, meist traditionellen Golfverein. Das „Vereinsheim“ des Golfclubs St. Pauli befindet sich im Hotel East, nicht weit von Reeperbahn und der Herbertstraße. Die Vereinshymne singt Udo Lindenberg, der ja selbst schon so etwas ist wie eine fleischgewordene Synthese aus Revolution und Bürgerlichkeit. So weit, so freakig.

Mitglied im Golfclub St. Pauli darf jeder werden, und für 30 Euro pro Jahr Mindestbeitrag kann es sich auch der arme Bettelstudent leisten, der von Papa zwar die exklusive Mitgliedschaft in einem edlen Verein gesponsert bekommt, aber nun noch etwas Extravagantes zum Angeben und Unterscheiden sucht.

Es ist ja so: Auch der Golfsport erfährt eine zunehmende Demokratisierung, nur Polo ist noch elitär. Kindergolfschläger gibt es bereits für Zweijährige, längst gibt es Vereine, die weibliche Mitglieder nicht gleich des Platzes ►

Text: Katrin Wilkens
Fotos: Stefan von Stengel





► verweisen, wenn sie ihn mit Spaghettiträgern betreten, ja, und auch der Golf-tourismus ist heute bezahlbar. „Ich war schon im La Paz Golf Club in Bolivien“, ach, das reißt heute keinen mehr vom Hocker. Der Golfclub St. Pauli lebt vom Charme des Paradoxen: hier das Elitäre, da das verstoßene Proletariat. Hier der fein-präzise Sport, dort der ruppig-derbe Ort. Hier die golfverrückten Sportler, die eben nicht mit camouflagefarbenen Shorts die übrigen Golfplätze der Welt betreten, weil sie wissen, was sich gehört, und weil sie diese Art von Provokation langweilig finden, dort die völlig neue Idee vom offenen Sport.

„Es gibt eine Regel, an die soll sich jedes Mitglied halten, das bei uns in den Verein eintritt“, sagt Hanjo Nehl. „Es klingt auf den ersten Blick ungewohnt, aber wir wollen, dass bei uns jeder Spaß hat.“

Und dann erklärt er, was er mit Spaß meint. Es dauert ein bisschen länger. Man merkt, dass der Mann gewohnt ist, fünf, sechs Stunden am Stück sich mit Leuten zu unterhalten. So wie ein Psychiater nach einem Arbeitstag seiner Ehefrau auch nur 45 Minuten am Stück

zuhören kann und dann automatisch „So, das wär's für heute“ denkt, so holt ein Golfer gern aus. Buchstäblich und übertragen.

Golf, erklärt also Nehl, gehört zu den Sportarten, die einem am meisten Frustpotenzial aufbürden. Anders als im Tennis schlägt man hier den Ball immer selbst, er wird einem nicht serviert, es gibt also keine Ausrede vom überstarken Partner. Anders als im Fußball gibt es keine Mannschaft, die auch einen schlechten Spieler bis zum Sieg tragen kann. Anders als in der Leichtathletik sind Untergrund, Umfeld, Platzgegebenheit immer anders. Jeden Tag, überall.

„Und weil es beim Golf so viel Ausreden gibt, gibt es in Wahrheit keine“, sagt Nehl. „Man spielt jedes Mal gegen sich und den Ball. Und der Ball fliegt nie ‚blöd‘, sondern immer nur so, wie man ihm vorher vorgab zu fliegen.“

Dieses Hinterherjagen hinter dem einen gut gelungenen Schlag, den perfekten, das macht die Sucht des Golfens aus. Und seinen Frust. Höchstens 20 Prozent aller Golfer gehen zufrieden vom Platz. Das heißt: 80 Prozent sind unzufrieden mit sich, hadern und nehmen

sich vor, es beim nächsten Mal besser zu machen.

„Und wir wollen in unserem Verein eine Stimmung erzeugen, die Spaß macht“, sagt Nehl.

Spaß. Das Sesam-öffne-dich unserer Tage. Sobald etwas Spaß macht, wird es für die breite Masse interessant. Sobald der Ort ungewöhnlich, hip ist, wird er zum modischen Muss-ich-haben. Auch der Hamburger Kiez hat sich in den vergangenen Jahren zu einem Edel-Gammel-Paradox gewandelt. Längst spazieren hier die feinen Nadelstreifen neben den frisch betrunkenen Hausfrauenherden – ohne dass der eine den anderen anstößig fände. Im Gegenteil: Der Kiez mutierte in den vergangenen Jahrzehnten zu einer kreativen, unverkrampften Wohngegend. Werbeagenturen, Journalisten, Selbstständige, Designer: sie alle arbeiten hier in mehr oder weniger schicken Büros. Das Besondere: Hier wird nicht nach ästhetisch-materiellen Gesichtspunkten beurteilt, sondern ausschließlich nach Imagegründen. „Ich lebe auf dem Kiez“ heißt jetzt übersetzt: „Ich bin jung, flexibel, kreativ und wahn-sinnig unkonventionell.“ Dass das heute

Kicker, Bier, Spaß:

Den kann auch das Merchandising des St.-Pauli-Clubs nicht verderben.

so viele Jungflexibelkreative denken, dass es in Wahrheit eher langweilig ist, dort zu leben, ist nur eine Petitesse am Rande. Auch der 40-jährige Rammstein-Fan findet irgendwann Sitzcken ganz gemütlich.

Spaß, Lebensleichtigkeit und eine moderne Unverbindlichkeit – das sind die Zutaten, mit denen die Kiez-Golfer sich von allen anderen Golfern unterscheiden. Und damit die eigentliche Provokation darstellen: Da wagen es tatsächlich rund 1000 Mitglieder, den heiligen Ernst dieses Sportes zu konterkarieren.

Zum Beispiel mit ihrem Sozialprojekt. Fünf Jugendliche aus sozial schwachen Familien werden vom Golfclub St. Pauli ein Jahr lang unterstützt. Sie bekommen Mitgliedschaft, Training, Ausrüstung und Lebenserziehung gratis – wer sich bewährt, darf nach einem Jahr bleiben und wird von den übrigen Mitgliedern des Vereins getragen: vielleicht durch ein kostenloses Praktikum, vielleicht durch eine Ausbildungsstelle, vielleicht durch ein Trainingsponsorings. „Und vor allem, dass sie erst einmal die Möglichkeit haben, etwas auszuprobieren“, sagt Nehl. „Was es dann genau ist, ist fast egal. Golf lernen steht nur für die Metapher, Möglichkeiten offeriert zu bekommen.“

Die Jugendlichen sollen lernen, dass Regeln einen Sinn haben, dass Engagement sich auszahlt, dass Gemeinschaft stärkt. Und dass „sozial schwacher Hintergrund“ nicht gleichbedeutend mit „chancenlos“ und „keine Perspektive“ ist.

„Und dass Spaß haben Spaß macht“, sagt Nehl. „Feiern ist ein wichtiger Bestandteil unseres Selbstverständnisses. Das macht den Mehrwert unseres Vereins aus.“ Da ist er wieder: der moderne Hedonismus als Wellnessfaktor.

Wer zu einem der Golf-Events der St. Paulianer geht, findet am Spielfeldrand meist einen Tischfußball-Kicker, Astra-Pils und jede Menge Grillwürstchen. Ein bisschen geht es bei diesen Feiern zu wie bei Anno-weißt-du-noch-Treffen alter Enten-Fahrer: „Mensch, Harry, altes Haus. Was hast du getrieben seit dem letzten Mal? Seid ihr durch den Tüv?“

„Wir wollen, dass sich unsere Mitglieder auch untereinander unterhalten“, sagt Nehl. „Sie müssen keine Freunde fürs Leben werden, aber für die Zeit, wo sie miteinander spielen, sollen sie offen sein. Im toleranten Sinn. Im rhetorischen Sinn. Im sozialen Sinn.“

Das Prinzip Offenheit. Der Golfclub St. Pauli praktiziert es bis zur Provokation. Positiv formuliert, forcieren sie eine Demokratisierung des Sportes, negativ gelästert, bekommen sie dafür auch eine Proletarisierung. Kein Wunder, dass manch golfender Geschäftsmann um seine ungestörte Location fürchtet, wenn er auf dem Platz auf einmal Spieler findet, die lachen, sich unterhalten und Spaß haben. Spaß haben. Mon dieu.

Man muss den tiefen Sinn vom Spaß gerade in dieser Sportart verstehen, um dem Verein nicht pure Ulkigkeit zu unterstellen. Spaß ist deswegen beim Golf der wichtigste Balljunge, weil häufig erst das Lockerlassen Erfolg in der Technik bringt. Verkrampfte Golfer sind schlechte Golfer. Und humorfreie.

Vereinsheim am Kiez: kein Platz, kein Clubhaus, aber City-Putting-Area und ein Hotel.



Foto: Michael Specht

